

Der Sammelband ist durch ein Personen- und ein Ortsregister gut erschlossen. Lediglich ein Verzeichnis der Beiträge mit Angabe zur Person wäre noch hilfreich gewesen, und der beigegefügte Errata-Zettel mit Korrektur etlicher falscher Fußnotenangaben ließe sich im Zuge des Verlagslektorats wohl vermeiden. Das Werk gibt aufgrund der breiten Palette behandelter Sujets, von denen hier nur einige genannt werden konnten, und der Sachkompetenz der beteiligten Autoren einen hervorragenden Überblick über die aktuelle Diskussion zum radikalen Pietismus. Es führt sie zudem an einigen wichtigen Stellen weiter, wirft, nicht zuletzt durch Hans Schneiders lesenswerten „Rückblick und Ausblick“ (451–467), Licht auf zukünftige Forschungsfelder und ist daher sehr zu begrüßen.

Jan Carsten Schnurr

---

Jochen-Christoph Kaiser, Rajah Scheepers (Hrsg.): *Dienerinnen des Herrn. Beiträge zur weiblichen Diakonie im 18. und 20. Jahrhundert*, Historisch-theologische Genderforschung 5, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2010, Pb., 373 S., € 44,-

---

Die 18 Beiträge des vorliegenden Bandes sind die Dokumentation einer Tagung vom Februar 2007 in der Henriettenstiftung/ Hannover. Es ist Bd. 5 der von U. Gause, J.-C. Kaiser u. a. herausgegebenen Reihe „Historisch-theologische Genderforschung“.

Unter insgesamt vier Themenkreisen wird die weibliche Diakonie von ihren Anfängen unter Theodor und Friederike Fliedner bis in die Gegenwart breit gefächert betrachtet. Die Vielzahl der vorgelegten Einzelbeiträge erfordert eine Auswahl, zumal sich gerade hinsichtlich der Entstehung und des Fortgangs der weiblichen Diakonie in den verschiedenen Beiträgen manches wiederholt. Ich betrachte aus dem jeweiligen Themenbereich einzelne, mir für die gegenwärtige Forschungslage als wesentlich erscheinende, Aufsätze ohne damit eine Bewertung der nicht besprochenen Texte vorzunehmen.

Die ersten vier Aufsätze sind unter der Überschrift: „Programmatische und methodische Überlegungen“ zusammengefasst. Der eingangs von Anni Hentschel verfasste Beitrag nimmt die Ergebnisse ihrer Dissertation „Diakonia im Neuen Testament“ (2007 erschienen) auf. Sie analysiert den vom Urchristentum wiederholt für gemeindliche Aufgaben verwendete Begriff „diakonia“ und fragt anhand semantischer Studien nach dessen Wortbedeutung. Sie kommt zu der Erkenntnis, dass mit „diakonia“ und seinen Derivaten nicht – wie bisher gemeint – lediglich der Tischdienst gemeint ist. Die Untersuchung der Wortverwendung in biblischen und außerbiblischen Schriften ergibt Folgendes „Die Wortverwendung im Neuen Testament lässt eine Betätigung der als *diakonoi* bezeichneten Funktionsträgerinnen und -träger v. a. in den Bereichen Gemeindeleitung und Wortver-

kündigung, möglicherweise auch für Botengänge zwischen den Gemeinden vermuten, nicht jedoch eine exklusive (!) – Ausrichtung auf sozial-karitative Dienste.“ (54) Damit kommt ein neuer Blick auf einen Begriff, der bislang für die frühchristliche Zeit wesentlich im sozial-karitativen Bereich angesiedelt war.

Ute Gause geht in ihrem Vortrag davon aus, dass mit der weiblichen Diakonie im 19. Jh. zwei an sich gegenläufige Entwicklungen ihren Anfang nahmen. Der Emanzipationsprozess, der es unverheirateten Frauen ermöglichte, eine Absicherung und einen gesellschaftlichen Status zu erlangen, war zugleich „verbunden mit dem herrschenden protestantischen Weiblichkeitsideal: Dienst und Aufopferung“ (57). Zum Stand der Forschung hält sie fest, dass die 1962 erstmals erschienene und mehrfach neu aufgelegte Diakoniegeschichte von Erich Beyreuther weiterhin als ausführlichste Informationsquelle fungiert – obwohl sie keineswegs eine zeitgemäße Darstellung ist. U. Gause will in ihren Ausführungen, die „Klischees der internalisierten weiblichen Demut, Selbstbescheidung und Opferwilligkeit als fraglose Diakoniseigenschaften weiter infrage stellen“ (63) und an ausgewählten Beispielen zeigen, wie das Demuts- und Unterordnungsideal bereits von männlichen Vorstehern (Wilhelm Löhe), weiblichen Gründerinnen (Amalie Sieveking, Eva von Tiele-Winckler) und den Schwestern selbst an manchen Stellen konterkariert wurde. Sie kommt zu dem Schluss, dass dem Entstehen der weiblichen Diakonie sowohl ein fortschrittliches als auch ein retardierendes Moment innewohnt. Da die Gründerväter an das christliche und zeitgenössische Frauenbild anknüpften, konnte die weibliche Diakonie kein revolutionäres und zur Emanzipation aufrufendes Modell sein. Es konnte sich trotzdem durchsetzen, weil Fliedner und Löhe anderweitig bereits anerkannte Vorstellungen adaptierten und ihr eigenes Handeln mit der Wiederentdeckung der altkirchlichen Tradition begründeten. Die Selbstzeugnisse der Schwestern zeigen, dass für ihre persönliche Entscheidung nicht die Verpflichtung auf ein „Weiblichkeitsideal“, sondern der konkrete Ruf in die Nachfolge leitend war.

Cordula Lissner stellt in ihrem Text das „Oral History-Projekt“ vor, das unter Begleitung von U. Gause 2001 mit einer repräsentativen Gruppe Kaiserswerther Schwestern begonnen wurde. Während einer dreijährigen Laufzeit wurden Schwestern verschiedenen Alters Fragen vorgelegt, die unter historischen, pflegewissenschaftlichen, religionspädagogischen, diakoniegeschichtlichen und kirchengeschichtlichen Gesichtspunkten formuliert waren. Ausgehend von dem Schwestern-Zitat „Alles konnten wir Ihnen natürlich nicht erzählen“ (so die Überschrift des Aufsatzes) lässt der Text erkennen, dass es den Projektmitarbeiterinnen um den „Zugang zu menschlichem Verstehen ..., zu Wissen und Nichtwissenwollen, ... zu Erinnerungen an Bindungen, Trennungen und Emotionen, zur immer wieder neuen Interpretation der eigenen Lebensgeschichte in verschiedenen Zeiten“ ging (101). Die Schwesterninterviews werfen einen wertvollen Blick auf eine Berufs- und Lebensgemeinschaft, die am Aussterben ist.

Der zweite Themenkomplex fasst unter der Überschrift „Genese und Entwicklungen im 19. Jahrhundert“ zwei Vorträge zusammen. Die Hamburger Historike-

rin Ruth Albrecht befasst sich mit den „Wurzeln der weiblichen Diakonie in Pietismus und Erweckungsbewegung“ und schlägt damit einen Bogen zu Gestalten wie August Hermann Francke (1663–1727), Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760), Henriette Catharina von Gersdorff (1648–1726), Benigna Gräfin von Solms-Laubach (1648–1702) und weiteren Vorläufern der Diakonie des 19. Jahrhunderts.

Peggy Renger-Berka nimmt mit der Zusammenfassung ihrer Dissertation die Gründung und Entwicklung des Dresdner Diakonissenhauses in den Blick. In ihrem institutionentheoretischen Forschungsansatz (145) untersucht sie sowohl die verschiedenen Phasen der Institutionalisierung des konkreten Werks als auch die Mechanismen zur Internalisierung geltender Werte und Normen.

Der dritte Themenkomplex befasst sich mit der Weiterentwicklung und Erosion im 20. Jh. Im ersten Unterabschnitt geht es um die Zeit nach 1945 und im zweiten um exemplarische Arbeitsfelder und Herausforderungen des 20. Jahrhunderts.

Zu erwähnen ist der Beitrag von Margot Sieger, die sich zum einen dem Gegenstand der Pflege und zum anderen dem Prozess der Professionalisierung der Krankenpflege zuwendet. Ausgehend von Th. Fliedner, der für sein Diakonissenhaus in Kaiserswerth erstmals formulierte, dass „Krankenpflege erlernt werden muss“ (164), und der zugleich ein Konzept vorlegte, das „eine religiöse Lebensgemeinschaft“ mit einer „Dienstgemeinschaft“ verschränkte, hält die Verfasserin fest, dass die „Dualität von Leib- und Seelenpflege“ an eine doppelte Unterordnung, nämlich an die des Arztes und die des Geistlichen, gekoppelt war. Ausgehend von dem ursprünglich auf eine Diakonisse bezogenen Berufsbild verfolgt sie die Entwicklung der Krankenpflege bis hin zur gegenwärtigen Akademisierung der Pflege, die mit dem Studium der Pflegewissenschaft einhergeht. Auch wenn auf struktureller Ebene viel erreicht worden ist, bleiben doch widerstreitende Interessen zwischen den Institutionen des Gesundheitswesens bestehen. Einerseits hat Pflege weiterhin den Status eines der Medizin nachgeordneten Berufs, andererseits ist die Pflege „autonom im Denken und in der Bestimmung des eigenen Gegenstandsbereichs“ (183).

Breit diskutiert wird die für die Zukunft entscheidende Frage nach dem Lebensmodell der „Diakonisse“. Es geht dabei um die Tracht, den geforderten Gehorsam gegenüber Vorsteher und Oberin, die wirtschaftliche Abhängigkeit und auch um Ehe und Ehelosigkeit. „Ich bin genau der gleiche Mensch, ob ich Tracht oder zivil trage.“ Mit diesem Zitat ist der Beitrag von R. Scheepers überschrieben. Die Diakonissentracht ist ursprünglich an das Kleid der verheirateten Bürgersfrau des 19. Jahrhunderts in Kaiserswerth angepasst, die ein langes Kleid und eine Haube trug. Auch wenn dadurch ein positives Zeichen gesetzt war, war die Durchsetzung einer einheitlichen Tracht keineswegs marginal und ohne Schwierigkeiten behaftet, wie Silke Köser nachgewiesen hat. Nachdem die Tracht über mehr als hundert Jahre zum Stand der Diakonisse gehörte, kam es 1968 zum Umbruch in vielfacher Hinsicht. Die Theologische Konferenz des Kaiserswerther

Verbandes eröffnete den Schwesternschaften einen „Raum der Freiheit“. Durch die Umordnung der bis dahin geltenden Grundordnung in eine Rahmenordnung war die alte „Uniformität“ innerhalb der Diakonissenhäuser gesprengt. Anstelle des bis dahin einheitlichen Typus der Diakonisse konnten die jeweiligen Mutterhäuser nun ihren eigenen Weg gehen: „Manche richteten neben der alten Schwesternschaft eine neue *freie* Schwesternschaft, sogenannte ‚Diakonissen neuen Stils‘ ein. Andere Mutterhäuser stellten ihren Schwestern die Trachtfrage zur individuellen Lösung anheim.“ (221) Nach R. Scheepers stellt die Einführung der Rahmenordnung das Ende des herkömmlichen Diakonissenwesens dar.

Aus der Sicht einer Diakonisse zeichnet die ehemalige Leiterin der Fachbibliothek für Frauendiakonie (in Kaiserswerth), Sr. Ruth Felgentreff, das schwesternschaftliche Leben vor dem Hintergrund der Diakonischen Konferenz von Freudenstadt (1968) nach. Sie stellt die Entwicklungen hin zur Diakonischen Konferenz und die Reaktionen dar und beschreibt den Wandel innerhalb des Diakonissenwesens. Besonders geht sie auf die „Diakonissen Neuer Form“ ein. Am Beispiel der Gestaltung des geistlichen Lebens zeigt sie auf, dass es kaum möglich war, zu einer einheitlichen Meinung zu kommen. So bereitete beispielsweise die aus der Liturgie der Herrnhuter Brüdergemeine stammende traditionelle Betstunde große Probleme. Von 1971 bis 1990 wurde sie von einer viermal jährlich stattfindenden Betstunde neuer Form abgelöst, um dann im Januar 1991 in ihrer ursprünglichen Form mit traditioneller Liturgie erneut eingeführt zu werden. Seit 1971 beherbergte das Kaiserswerther Mutterhaus drei Schwesternschaften unter seinem Dach: die „Diakonissen der Ursprünglichen Form“, die „Diakonissen Neuer Form“ und die „Diakonische Schwesternschaft“ (243). Jede dieser Gruppen hatte eine eigene Satzung. Im März 2001 wurden diese drei Schwesternschaften zur Kaiserswerther Schwesternschaft zusammengeführt. Dazu resümiert die Verfasserin: „Die Schwesternschaft hat weiter abgenommen, und ist doch gewachsen.“ (245) Neun Frauen ließen sich seit der Zusammenführung in die Kaiserswerther Schwesternschaft aufnehmen. Mit realistischem Blick hält R. Felgentreff fest, die Einheit innerhalb der Diakonissenschwesternschaften sei der Vielfalt gewichen.

Der vierte Themenkomplex geht in zwei Beiträgen auf gegenwärtige Tendenzen und Ausblicke ein. Katharina Wiefel-Jenner stellt in der Überschrift ihrer Ausführungen die Frage: „Quo vadis, Mutterhausdiakonie?“. Ihre Überlegungen zur Zukunft der Mutterhausdiakonie stellt sie einerseits in einen Zusammenhang mit den Veränderungen der gesamten Diakonie in Deutschland und andererseits fragt sie nach den Zielen der Mutterhausdiakonie an sich. Zu der von Fliedner und Löhe geprägten Form könne man nicht wieder zurück, u. a. deshalb, weil die bisherige Gestalt im gegenwärtigen Sozialmarkt nicht mehr handlungsfähig ist. Hinzukommt, dass die klassischen Schwesternschaften in ihrer bisherigen Prägung für moderne Frauen kein attraktives Lebens- und Arbeitsumfeld mehr darstellen. Spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jds. waren Frauen für eine Erwerbstätigkeit nicht mehr – wie zu Beginn der weiblichen Diakonie – auf die

Mutterhäuser angewiesen. Die Mutterhausdiakonie verlor damit ein wesentliches Alleinstellungsmerkmal. Trotzdem geht von den alten Schwestern eine ungebrochene Faszination aus.

Diakonie und christlicher Glaube gehörten für die Gründergestalten des 19. Jds. zusammen. Im Gottesbezug liegt auch in der Gegenwart ihr Unterschied zur „Sozialen Arbeit“. Vor diesem Hintergrund stimme ich dem Fazit von K. Wiefel-Jenners uneingeschränkt zu: „Will sich die Mutterhausdiakonie neu erfinden, kann sie auf die Trias von Arbeit, Gemeinschaft und Gebet nicht verzichten.“ (364)

Mit seinen vielschichtigen Beiträgen zeichnet der vorliegende Aufsatzband den Weg der Mutterhausdiakonie vom Anfang bis heute nach und stellt die Schwesternschaften in den Kontext der kirchlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten ihrer Zeit. Seine Lektüre ist gewinnbringend für alle an der Geschichte der Diakonie, besonders der weiblichen, und der Entstehung und Entwicklung der Berufstätigkeit von Frauen Interessierten.

Adelheid M. v. Hauff

---

Hermann Schoenauer (Hg.): *Wilhelm Löhe (1808–1872). Seine Bedeutung für Kirche und Diakonie*, Stuttgart: Kohlhammer, 2008, Pb., 462 S., € 37,-

Dietrich Blaufuß (Hg.): *Wilhelm Löhe. Erbe und Vision*, Die Lutherische Kirche. Geschichte und Gestalten 16, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2010, Pb., 384 S., € 59,95

---

Der fränkische Pfarrer Wilhelm Löhe wird im Rahmen der Kirchen- und Theologiegeschichte regelmäßig in zwei Zusammenhängen erwähnt: 1. In der Diakoniegeschichte als Gründer der diakonischen Einrichtungen in Neuen-dettelsau, und 2. als Vertreter des Neuluthertums, das sich aus den Wurzeln der Erweckungsbewegung entwickelt hat. Nicht ganz so bekannt ist sein Engagement für deutsche Auswanderer in Nordamerika und die Entstehung der lutherischen Missouri- und Iowasynode. Der erste der beiden hier vorgestellten Bände dokumentiert eine Jubiläumsveranstaltung anlässlich von Löhes 200. Geburtstag, der andere eine Forschungstagung, die im gleichen Jahr stattfand und von der „International Loehe Society“ und der „Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e. V.“ durchgeführt wurde. Beide Bände sind ein probater Anlass, den mittelfränkischen Pfarrer über die bayerische Kirche und den engen Kreis der Löheforscher hinaus wieder hör- bzw. lesbar in Erinnerung zu rufen.

Der erste Band bietet – neben Vorwort und Einleitung – 24 Aufsätze. Typisch für Jubiläumsveranstaltungen gibt es darunter Beiträge, die erkennbar die Bedeutung des Jubilars für heute aufzeichnen wollen, so etwa derjenige des bayeri-